

(Nachdruck verboten.)

8]

## Gobseck.

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

„Papa Gobseck,“ entgegnete ich, „ist in seinem Innersten von der unumstößlichen Richtigkeit eines Prinzips überzeugt, das für seine ganze Handlungsweise ausschlaggebend ist. Seiner Meinung nach ist das Geld eine Ware, die man, ohne deswegen mit seinem Gewissen in Konflikt zu geraten, je nach der Beschaffenheit des gegebenen Falles billig oder teuer verkaufen darf. Der Kapitalist ist in seinen Augen ein Mann, der durch den hohen Zins und Ertrag, den er von seinem Gelde fordert, gleichsam vorweg und vorgehend als Teilhaber in alle gewinnbringenden Unternehmungen und Spekulationen eintreten kann und eintritt. Abseits von seinen Prinzipien und seinen philosophischen Anschauungen über die Veranlagung der Menschen, die es ihm gestatten, offenkundig als Wucherer aufzutreten, ist er nach meiner innerlichsten Ueberzeugung, sobald er seinen Geschäften den Rücken kehrt, der zartfühlendste und ehrlichste Mensch, den man sich denken kann. Zwei Menschen leben hier in einer Person: er ist Geizhals und Philosoph, er ist klein und doch groß. Sollte ich zum Beispiel bei meinem Tode Kinder hinterlassen, so würde ich ihn sicherlich zu deren Vormund bestimmen. Das also, mein Herr, ist, was die Erfahrung mich über Gobseck gelehrt hat. Von seinem früheren Leben weiß ich nichts. Er mag ein Pirat gewesen sein, er hat vielleicht auf seinen Fahrten über die ganze Erde mit Diamanten gehandelt oder mit Sklaven, mit Weibern oder Staatsgeheimnissen — ich möchte es aber fast beschwören, daß kein Mensch mehr erlebt, mehr durchgemacht und erfahren hat, ausgiebiger erprobt und daher nachhaltiger gefestigt worden ist. An dem Tage, wo ich die Summe brachte, die mich aller Verpflichtungen gegen ihn entthob, habe ich ihn nicht ohne alle rednerische Vorsicht danach gefragt, was ihn veranlaßt hätte, einen so übermäßigen Zinssatz von mir zu fordern, und warum er, da er mir — seinem Freunde — doch nun einmal dienlich sein wollte, sich nicht zu einer umfassenden, einwandfreien Wohlthat verstanden habe.“

Seine Antwort lautete folgendermaßen:

„Ich habe dir das Gefühl der Dankbarkeit ersparen wollen, mein Sohn, indem ich dir das Recht zu der Annahme gab, daß du mir tatsächlich nichts schuldest. Daher sind wir auch noch immer die besten Freunde.“

Diese Worte werden Ihnen den Mann deutlicher schildern, als alles andere, was ich Ihnen, sonst noch allenfalls von ihm erzählen könnte.

„Nun denn,“ meinte der Graf, „dann habe ich einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt. Wollen Sie, bitte, eine Urkunde verfassen, kraft deren ich meinen gesamten Besitz auf Gobseck übertrage. Im übrigen verlasse ich mich ganz auf Sie, soweit es sich dann noch um den Wortlaut eines Gegenreverses handelt, indem er diesen Verkauf für fingiert erklärt und sich verpflichtet, mein von ihm verwaltetes Vermögen — wie er zu verwalten versteht — meinem ältesten Sohne bei dessen Mündigerklärung einzuhändigen. Jetzt noch eins, mein Herr: ich möchte diese Urkunde nur ungern bei mir zuhause aufbewahren. Die rückhaltlose Liebe, mit der mein Sohn an seiner Mutter hängt, läßt mich befürchten, daß er unter Umständen vielleicht imstande wäre, ihr den Revers auszuliefern. Würden Sie damit einverstanden sein, wenn ich das Dokument bei Ihnen hinterlege? Für den Fall seines Todes soll Gobseck Sie zu seinem gesetzlichen Erben bestimmen. Solchermaßen wäre dann allen Möglichkeiten Rechnung getragen. Nicht wahr?“

Der Graf schwieg einige Augenblicke; er schien über alle Maßen erregt.

„Ich muß Sie tausendmal um Entschuldigung bitten,“ begann er nach einer Weile von neuem, „aber ich leide wirklich sehr — meine Gesundheit gibt zu ernstesten Befürchtungen Anlaß. Neuerlicher Kummer hat mein Inneres in grausamer Weise aufgewühlt — und daher sind die umfassendsten Maßnahmen geboten.“

„Gestatten Sie mir zunächst, Ihnen für das dargebrachte Vertrauen zu danken,“ entgegnete ich. „Ich muß es aber auch

rechtfertigen, indem ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Sie durch einen solchen Schritt Ihre — anderen Kinder völlig von der Erbschaft ausschließen. Selbst wenn sie die Kinder einer früher einmal geliebten, inzwischen gefallenen Frau sind, so haben sie doch auf irgend eine Art von Daseinsform Anspruch. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich das mir von Ihnen gütigst zugedachte Amt nicht annehme, wenn ihre Zukunft nicht gesichert ist.“

Bei diesen Worten erbebt der Graf am ganzen Leibe. Seine Augen füllten sich mit Tränen und er preßte mir gerührt die Hand.

„Ich kannte Sie noch nicht ganz,“ sagte er. „Sie bereiten mir gleichzeitig große Freude und tiefen Kummer. Wir werden das Schicksal dieser Kinder durch den Wortlaut des Reverses sicherstellen.“

Ich führte ihn bis zur Tür meines Arbeitszimmers. Ein Abglanz der Freude lag auf seinen Zügen, die dem Gefühl der Befriedigung über seine gerechte Handlungsweise entsprang.

„Sehen Sie, meine liebe Camille, wie es jungen Frauen ergeht, wenn sie einmal den ersten Schritt auf abjünglicher Bahn getan haben. Zuweilen genügt ein Walzer, ein am Klavier gefungenes Lied, ein Ausflug aufs Land, um das fürchtbarste Unheil heraufzubeschwören. Willenlos gleitet man ihm in die Arme, indem man den prunkfüchtigen Lockungen der Eitelkeit und des Stolzes folgt — oft nur im Glauben an ein verführerisches Lächeln — oft aus sinnlosem Uebermut oder im Rausche der Gefühle. Scham, Reue, Elend sind die drei Furien, von denen solche Frauen mit unabweisbarer Folgerichtigkeit eines Tages gejagt und gekehrt werden müssen, wenn sie einmal die Grenzen überschritten haben —“

„Meiner armen Camille fallen die Augen zu,“ unterbrach die Vicomtesse den Advokaten. „Komm, mein Kind, geh schlafen! Du bedarfst solcher abschreckender Bilder nicht, um rein und tugendhaft zu bleiben.“

Camille verstand, was ihre Mutter mit dieser Anforderung sagen wollte und ging hinaus.

„Sie sind ein wenig zu weit gegangen, mein lieber Derville,“ bemerkte die Gräfin. „Die Rechtsanwälte sind nun einmal weder Familienmütter noch Seelsorger.“

„Und die Zeitungen sind noch tausendmal —“

„Mein armer, guter Derville — ich erkenne Sie ja gar nicht wieder. Glauben Sie denn wirklich, daß meine Tochter Zeitungen liest? So — nun fahren Sie, bitte, in Ihrer Erzählung fort,“ setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

„Drei Monate, nachdem die Bestätigungsurkunde vollzogen worden war, durch die Gobseck seitens des Grafen —“

„Sie können ihn jetzt ruhig Graf Restaud nennen, da meine Tochter nicht mehr zugegen ist,“ bemerkte die Gräfin.

„Wie Sie wünschen,“ entgegnete der Advokat. „Es war schon eine geraume Zeit seit jener letzten Unterredung mit Restaud verflossen, und ich war noch immer nicht in den Besitz des Gegenreverses gelangt, der in meinen Händen verbleiben sollte. In Paris werden die Anwälte in den Strudel der zahlreichen Prozesse und sonstigen Obliegenheiten mitgerissen, so daß sie den Angelegenheiten ihrer Klienten nur das Maß von Interesse entgegenbringen können, was diese selbst ihnen beilegen — mit einigen Ausnahmen, die wir allerdings hin und wieder zu machen wissen. Eines Tages aber, als der Wucherer bei mir speiste, fragte ich ihn dennoch, als wir uns von Tische erhoben, ob er nicht wisse, warum ich inzwischen nichts vom Grafen Restaud gehört hätte.“

„Dafür sind allerdings sehr triftige Gründe vorhanden,“ entgegnete er. „Der arme Mann ist totkrank. Er nennt eine jener zartbesaiteten Seelen sein eigen, die nicht wissen, wie man den Kummer ertötet und die daher stets vom Kummer getötet werden. Das Leben ist eine Arbeit, ein Beruf, den zu erlernen man sich bemühen muß. Wenn ein Mensch dadurch, daß er Schmerz und Leid auskosten mußte, das Leben kennen gelernt hat, dann wird seine Veranlagung kräftiger und widerstandsfähiger, und sie erwirbt sich einen gewissen Grad von Geschmeidigkeit, die sie in die Lage versetzt, das Maß der Empfindsamkeit zu regeln; er macht aus seinen Nerven eine Art stählerner Federn, die sich biegen können, ohne zu brechen; wenn er außerdem noch einen guten Magen besitzt, so muß ein solcherart präparierter Mann mindestens so lange leben, wie

Die Cedern des Libanon — und dies sind ganz ausgezeichnete Bäume.“

„Der Graf liegt im Sterben?“ fragte ich.  
„Möglich! Sie haben da mit seiner Geschichte einen fastigen Braten erwischt.“

Ich sah mir meinen Mann genauer an und sagte, um ihn auf den Zahn zu fühlen:

„Erklären Sie mir doch ein einziges Mal, warum wir beide — der Graf und ich — die einzigen zwei Menschen sind, für die Sie etwas wie Teilnahme an den Tag gelegt haben?“

„Weil sie mir ohne Ränke und Kniffe entgegengekommen sind,“ erwiderte er.

Wenigleich ich aus dieser Antwort Gobecks entnehmen durfte, daß er mit den Besitztiteln keinen Mißbrauch treiben würde, falls der Gegenrebers verloren gehen sollte, so entschloß ich mich doch, den Grafen aufzusuchen.

Ich schützte Geschäfte vor und so trennten wir uns.

Bald darauf langte ich in der Rue du Selzer an. Ich wurde in einen Salon geführt, in dem die Gräfin mit ihren Kindern spielte. Als sie mich anmelden hörte, erhob sie sich mit einer schnellen lebhaften Geberde, ging mir entgegen und ließ sich auf einen Sessel nieder, indem sie mir, ohne ein Wort zu sagen, einen anderen zur Seite des Kamins anwies. Sie setzte jene Maske der Unnahbarkeit auf, unter der die Frauen der großen Welt so gut ihre Leidenschaften zu verbergen wissen.

Der Kummer und die seelische Erregung hatten ihren Zügen schon etwas Welkes verliehen; die wundervollen Linien, die früher den höchsten Reiz dieses Gesichtes ausgemacht hatten, schienen nur noch vorhanden zu sein, um von vergangener Schönheit Zeugnis ablegen zu können.

„Es ist von höchster Wichtigkeit, Madame, daß ich Ihren Gatten persönlich spreche —“

„Sie würden damit eine größere Vergünstigung erlangen, als sie mir zuteil wird,“ unterbrach sie mich. „Graf Restaud will niemand empfangen — kaum, daß sein Arzt ihn besuchen darf. Er weist jegliche Pflege zurück — sogar die meine. Kranke haben sonderbare Launen. Sie sind wie Kinder, die nicht wissen, was sie wollen.“

„Vielleicht auch, daß sie, gerade wie die Kinder, sehr gut wissen, was sie wollen.“

Die Gräfin erröte. Ich bedauerte fast, diese Bemerkung gemacht zu haben, die Gobecks würdig gewesen wäre.

„Aber es scheint mir doch fast unmöglich, Madame,“ sagte ich, um das Gespräch auf ein anderes Gebiet überzuleiten, „ich meine — der Graf kann doch unmöglich fortwährend allein bleiben?“

„Sein ältester Sohn ist bei ihm,“ erwiderte sie.

Diesmal konnte ich die Gräfin so scharf betrachten, wie ich wollte — sie erröte nicht mehr. Sie schien mir den festen Entschluß gefaßt zu haben, mich nicht in ihr Geheimnis einzudringen zu lassen.

„Sie wollen gütigst verstehen, Frau Gräfin, daß mein Besuch keineswegs von zudringlicher Wißbegierde geleitet wird. Wenn ich hier erscheine, so sind es Gründe sehr schwerwiegender Art —“

Ich biß mich auf die Lippen, da ich mir inne wurde, daß ich im Begriff stand, den falschen Weg einzuschlagen. Die Gräfin machte sich meine Verwirrung sofort zunutze.

„Meine Interessen sind von denen meines Gatten keineswegs getrennt,“ sagte sie. „Ich sehe auch keinerlei Grund, warum Sie sich nicht mir gegenüber aussprechen sollten, und —“

„Die Angelegenheit, die mich hierher führt, geht nur den Herrn Grafen an,“ entgegnete ich mit Festigkeit.

„Ich werde ihm melden lassen, daß Sie ihn zu sprechen wünschen.“

Sie vermochte mich mit dem liebenswürdigen Tonfall ihrer Stimme und dem freundlichen Wesen, das sie jetzt annahm, nicht zu täuschen. Ich ahnte sofort, daß sie mich niemals bis zu ihrem Gatten vordringen lassen wollte. Um sie genauer zu beobachten, redete ich einseitig von nebensächlichen Dingen; wie alle Frauen, die einen bestimmten Plan gefaßt haben, wußte auch sie mit jener seltenen Verbollkommnung zu simulieren, die bei den Vertreterinnen Ihres Geschlechtes, Vicomtesse, den höchsten Grad der Hinterlist darstellt. Bei Gott — ich hielt sie zu allem für fähig, selbst zu einem Verbrechen. Diese Empfindung kam mir aus einer Art Vorausicht der Zukunft, die mir aus ihrem Wesen, ihren Mienen, ihren Geberden, ja selbst aus dem Tonfalle ihrer Stimme deutlich zu werden schien.

Ich empfahl mich.

Ich werde Ihnen also jetzt die Episoden schildern, mit denen diese Reihe bewegter Geschehnisse zu einem Abschluß gelangten, und ich werde noch die Nebenumstände hinzufügen, über die mich die Zeit nach und nach aufgeklärt hat und die Einzelheiten, die der Scharfsinn Gobecks oder meine Aufmerksamkeit mich hat erkennen lassen.

Von dem Augenblicke an, wo Graf Restaud sich in einen Strudel von Vergnügungen zu stürzen und sein Vermögen zu verschwenden schien, spielten sich zwischen den beiden Gatten zahlreiche Szenen ab, über deren Verlauf ich keinen Aufschluß erlangen konnte; immerhin aber zwangen sie den Grafen, noch abfälliger über seine Gattin zu denken, als es bisher der Fall gewesen war.

Sobald er krank wurde und gezwungen war, das Bett zu hüten, trat seine Abneigung gegen die Gräfin und seine beiden letzten Kinder deutlich zutage; er verwehrte ihnen den Eintritt in sein Zimmer, und wenn sie dies Verbot zu umgehen suchten, so führte dieser Ungehorsam im Zustande Restauds derartig gefährliche Krisen herbei, daß der Arzt die Gräfin beschwor, den Wünschen ihres Gatten nicht zuwider zu handeln. Je mehr die Gräfin gewahr wurde, daß der Landesbesitz, das Familieneigentum und sogar das Palais, das sie bewohnten, nach und nach in Gobecks Hände überging, der, was ihr Vermögen anbetraf, für sie allmählich eine jener märchenhaften Menschenfressergestalten darzustellen begann, desto deutlicher glaubte sie auch die Pläne ihres Mannes zu durchschauen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Merkwürdiges Geld.

Nun die Reichsbehörden in unseren afrikanischen Kolonien auch Papiergeld einführen wollen, nachdem man den Uebergang zur Reichswährung, wenn auch vielfach mit besonderen für die Kolonien ausgeprägten Münzen, wie z. B. Neu-Guinea-Mark, Neu-Guinea-Pfennige, ostafrikanischen Rupien, Unrechnungsfähigen für fremde Münzen, Ausschluß österreichischer Maria Theresientaler, spanischer, englischer und anderer Münzen durchzuführen bemüht war, wird es interessieren, über die Geldverhältnisse bei den „Wilden“, bevor sie unter die Herrschaft der Weißen kamen, etwas zu erfahren. Schurz, der in einem Grundriß einer Entwicklungsgeschichte des Geldes das völkertundige Material über das Geld zusammenge stellt hat, unterscheidet für kulturell zurückgebliebene Zeiten zwischen Binnengeld und Außengeld; letzteres soll über die Grenzen des Stammes Umlaufsfähigkeit haben, während ersteres bloß innerhalb eines Stammes Tauschmittel war. Von dem Ideal eines Weltgeldes sind wir trotz der Bemühungen Napoleons III. noch weit entfernt; jedes Land hat noch seine eigenen Münzen, oft bei Gleichwertigkeit besondere Namen, jedenfalls besondere Prägungen, so daß man auch hier von Binnengeld sprechen könnte. Aber das deutsche 20 Markstück, französische, schweizerische, belgische, italienische u. a. 20 Frankstücke, der englische Sovereign, der amerikanische Dollar haben in der ganzen Welt Kaufkraft, sie sind somit längst Außengeld geworden. Wenn auch in geringerem Maße haben diesen Charakter auch die meisten Silbermünzen, noch mehr vermindert wohnt diese Eigenschaft den Nickel-, Bronze- und Kupfermünzen inne. Manche Staaten, so die Verwaltungen der deutschen Kolonien, schließen bestimmte Geldsorten von der Umlaufsfähigkeit aus, auch in Europa haben wir das Beispiel dieser teilweisen Beschränkungen von Silber- und Scheidemünzen auf Binnengeld in den Ländern der lateinischen Münzunion.

So unentbehrlich unserem Verkehre das Geld ist, das zwar den Höhepunkt seiner Bedeutung in der Gestalt des metallischen oder Hartgeldes überschritten hat, da es durch mannigfache papierne Kreditumlaufsmittel ersetzt wird, so ist es doch nicht unbedingt verknüpft mit der Existenz menschlicher Gemeinschaft. Die Perioden menschlichen Zusammenlebens ohne Geld währten viel länger als die übersehbare Zeit, in der Geld, wenn auch in ganz anderen Gestalten und von ganz abweichendem inneren Gehalt als das uns allein bekamte, die Voraussetzung des Handels war. Erst mit dem Uebergange vom Urkommunismus und von der völlig befriedigenden Eigenwirtschaft, somit sehr spät, tritt das Bedürfnis nach einem allgemein als Tauschmittel anerkannten Gegenstande, nach einem gleichmäßigen, jederzeit verwendbaren Wertmesser auf. Wir wollen nicht die Entwicklung zu diesem Bedürfnisse und den Ausbau der Geldformen hier darstellen, sondern bloß vorführen, mit welcher merkwürdigen Formen des Geldes man früher sich begnügte und in vom Weltverkehre bisher wenig berührten Gegenden noch heute vorlieb nimmt.

Von den uns sinnlos erscheinenden Geldformen ist die bekannteste das in vielen Formen auftretende Muschelgeld in Melanesien und Mikronesien. Bei einer ganzen Anzahl melanesischer Muschelgeldsorten zeigt sich, wie Schurz erwähnt, das auffällige Verhältnis, daß dort, wo man die Muscheln findet und die Geldscheiben herstellt, dieses Geld nicht im Verkehre ist, sondern daß es als Handels-

ware nach benachbarten Gegenden ausgeführt und erst dort in Umlauf gebracht wird. In Ibo am Niger, wo Kaurimuscheln nicht in Zahlung genommen werden, beschäftigt man sich mit dem Aufreihen durchbohrter Kauris an Schnüre; diese Schnüre werden dann nach Bonn ausgeführt, wo sie als Geld umlaufen. Das an Schnüren aufgehängte Muschelgeld fordert die Schaffung eines Längennmaßes, wie andere Münzsorten zu Gewichtseinheiten führen. Das Vergraben des Geldes, das noch vor hundert Jahren bei uns in Kriegszeiten üblich war, findet sich bei der Kaurimuschelwährung in Afrika. Das Muschelgeld ist eine Art Schmuckgeld, am verbreitetsten sind die schon genannten Kaurimuscheln, eine Art Porzellanfälschung. Sie wurden ursprünglich nur an den Malebiven im Indischen Ozean gewonnen, dort in Körben zu 12 000 Stück verpackt und vorzüglich nach Bengalen ausgeführt, wo sie gegen Reis eingetauscht wurden. Von Indien gelangten sie nach Arabien und nach dem Innern Afrikas. Araber, Chinesen, Portugiesen, Deutsche, Holländer haben sich des Exportes der Kaurimuschel bemächtigt. Die Kaurimuschel zirkuliert als Geld in Einzelstücken, die gezählt oder in Holzmassen abgemessen werden, oder auf Schnüre gezogen, dann in Palmblättern eingeknüpft. Man kann behaupten, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Kaurimuschel die verbreitetste Geldart war; man traf sie in China, Tibet, Japan. Vom indischen Ozean gelangte sie bis an die Ostsee; man fand sie selbst in vorgeschichtlichen Gräbern Norddeutschlands, Englands und Scandinaviens, ohne freilich entscheiden zu können, ob sie nur als Schmuck oder auch als Geld gedient hatte. Während in Asien ihre Verbreitung als Geld eingengt wurde, drang sie immer mehr in Afrika ein. Nach Nachtigal hatten im Innern des schwarzen Erdteils 4—5000 Kaurimuscheln den Wert eines preussischen Talers, so daß unsere kleinste deutsche Geldeinheit, der Pfennig, noch das 12—17 fache der Kaufkraft in jenen Gegenden bedeutet. Im Togogebiete gingen 1894 an der Küste 40 Kauri auf einen Pfennig. Fälschungen mit einer kleinen einheimischen Strandschnecke kamen vor.

Das Muschelgeld ist eine der Formen des Schmuckgeldes, zu denen dann auch das Perलगeld und nur in äußerer Ähnlichkeit mit unserem Gelde das primitive Metallgeld gehören. Eine merkwürdige Form des Schmuckgeldes ist ein in Day gebräuchliches altes Muschelgeld, dessen Schnüre an beiden Enden Pottwalzähne tragen. Dort werden als Kleingeld Perlmutterfälschungen gebraucht, die man auf Fäden reißt. Auf den Palauinseln sind es alte Perlen und Bruchstücke von Gläsern, geramter Erde, die das Geld bilden. Das Metallgeld wurde ursprünglich jedenfalls als Fierde verwendet, vor allem in der Form von Ringen, von Armingen, von Fingerreifen, die man auch mit Leichtigkeit aneinanderreihen konnte. Noch heute werden in den goldreichen Gegenden Westafrikas, z. B. in Barabul, die gewonnenen Goldmengen immer gleich zu Ringen und anderem Schmuckwerk geformt und kommen erst in dieser Gestalt in den Verkehr. Auch in Timbuktü zirkulierte das Gold in Form von Ringen und anderem Schmuck. Die Fundst. im oberen Nilgebiete verwandten noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Goldringe an der Stelle von Münzen. Außer dem Golde kommen Bronze, Messing und Kupferdraht, auch Eisenketten als primitives Metallgeld in Betracht.

Neben dem Schmuckgelde war das Nutzungsgeld von großer Bedeutung. Hier finden wir noch mehr als beim Schmuckgelde ein Zueinanderfließen von Geld in seiner Eigenschaft als Preismesser und Ware. Nach Schurz kommen unter den Gegenständen, die der Mensch zuerst als sein persönliches Eigentum aus der Masse des Gemeinbesitzes aussondert, neben den Schmuckstücken die Waffen in Betracht. So gab es ein Waffengeld, wenn seine Bedeutung auch nicht erheblich gewesen sein dürfte. Waffen und Herden waren der einzige Reichtum in den lange hinter unserer Kultur liegenden Zeiten. Am die Zeit des ausgehenden Mittelalters bestimmte ein Gesetzbuch der Kalmücken als Strafe der Häuptlinge für schwere Vergehen eine Fube von 100 Panzern, 100 Kamelen und 1000 Pferden. Auf den Banksinseln kursierten früher statt den jetzt gebräuchlichen Perlen zierlich geformte hölzerne Pfelle. Wo europäischer Einfluß eingebracht ist, treten auch Schießpulver, Kugeln und Gewehre als Geldmittel auf. Auf Vorneo hat man sogar bronzene Kanonenkäufe als Geld verwendet. Argentinummittel spielten und spielen auch heute noch die Rolle des Geldes, so in Uambora blaues Vitriol, im mittleren Sudan Kampfer, im oberen Nigergebiet Ambra. In Indonesien benutzen unkultivierte Stämme Wachsflächen als Geld, merkwürdigerweise kommt auch Wachsgeld unter den Indianerstämmen am Amazonasstrom vor. Im mittleren Sudan ist Nachtigal auf europäisches Schreibpapier als Geld gestoßen. Tongefäße hat man bei den Malepa in Südafrika als Geld gefunden; Porzellanvasen erfüllten bei anderen Stämmen die gleiche Aufgabe.

Merkwürdiger als diese Geldformen sind die des lebenden Geldes, des Tiergeldes, des Viehgeldes und dann des Sklavengeldes. In Vieh und Sklaven verkörpert sich vielfach der Reichtum. Hier handelt es sich um sehr klare Werte, die durch Änderungen der Tracht, neue kulturelle Einflüsse nicht so leicht erschüttert werden. Hier haben wir auch die Form eines neuen Wertes erzeugenden Geldes: wo Rinderherden vorhanden, wird die Milch geliefert, Sklaven leisten die Feldarbeit. Ein Häuptling aus Nhangwe am oberen Kongo entwickelte dem Reisenden Cameron seine Ansicht, daß es vernünftiger wäre, seinen Handelsgewinn in Sklaven als in Schmuckgegenständen anzulegen, in naiver aber treffender Weise: Wenn er eine Menge Kaurimuscheln nach Hause

brächte, erklärte der vorsichtige Mann, so würden seine Frauen sich nehmen und sich damit schmücken, er aber hätte nichts; Sklaven dagegen wären sofort zu gebrauchen und blieben nicht müßig liegen, während die Kauris so lange nichts einbrächten, bis er sie gegen Sklaven vertauscht hätte. Aus dem Altertum ist uns bekannt, daß Rinder und Schafe als Geld gebraucht wurden. Von den Gereros in Deutsch-Südwestafrika wissen wir auch, daß sie als ihren größten Reichtum ihre nun sehr gelichteten Rinderherden betrachteten. Der bekannte Kolonisationsminister Emin Pascha war gezwungen, sich das zur Ernährung seiner Truppen nötige Vieh durch Raubzüge zu verschaffen, da Rinder um keinen Preis von den Eingeborenen abgegeben wurden. Aber auch andere Tiere spielen bei den „Wilden“ die Rolle des Geldes, so z. B. gezähmte Waldbögel bei den Indianern Guyanas, bei brasilianischen Stämmen treten Hühner als Geld auf.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

ie. Die Bewohnbarkeit anderer Welten. Astronom und Poet, das ist eine Zusammenstellung, die nicht befremden kann. Die Beschäftigung mit der Himmelskunde hat notwendig etwas Erhabenes und Erhebendes, sie erteilt dem Denken und Empfinden einen Schwung über die Erde und unsere tägliche Welt hinaus, der auch beim wahren Dichter vorhanden sein muß. Ein solcher Dichter und Himmelsforscher, wie er gegenwärtig kaum seinesgleichen hat, ist Flammarion, der Begründer der französischen astronomischen Gesellschaft und der populärste Astronom Frankreichs. Wie wissenschaftlich und poetisch ist beispielsweise folgende Ansprache an die Nacht, die sich in der Einleitung eines seiner vollstümlichen Werke findet: „O Nacht, geheimnisvolle, erhabene, unendliche! Die Du von unseren Augen den Schleier ziehst, den das Tageslicht über uns ausbreitet, die Du den Himmel wieder durchsichtig machst und uns die wundervolle Wirklichkeit zeigt, den funkelnden Schmuckkasten der Himmelsdiamanten, die unzähligen Sterne, die einander folgen unbegrenzt im unermesslichen Raum! Ohne die Nacht würden wir nichts wissen. Ohne sie würden unsere Augen nie etwas vom Meer der Gestirne geahnt haben, unser Verstand würde nie in die Harmonie der Welten eingedrungen sein, und wir wären die blinden und tauben Schmarotzer einer vom übrigen All abgeschiedenen Welt geblieben!“ Von einem Mann, der solche Worte finden konnte, wird man auch ein besonders temperamentsvolles Urteil über die Frage erwarten, ob auch andere Weltkörper außer der Erde bewohnt sind. Jedenfalls sieht er sich die einzelnen Planeten daraufhin an, wie sich auf ihnen leben ließe. Beim Merkur begnügt er sich noch mit der Frage als Antwort: „Warum nicht?“, um unser gänzlich Nichtwissen in dieser Hinsicht anzudeuten. Die Venus gibt ihm schon mehr Anlaß zum Nachdenken über die Lage ihrer etwaigen Bewohner. Wenn sich dieser Planet in 225 Tagen einmal um seine Achse dreht, wie es Flammarion nach seinen eigenen Beobachtungen für wahrscheinlich hält, so würde es eine merkwürdige Welt sein. Sie würde nämlich der Sonne immer dieselbe Seite zuwenden wie der Erdenmond der Erde, und also auf einer Hälfte ewigen Tag, auf der anderen ewige Nacht haben. Auch unter solchen Bedingungen sieht sich der Astronom jedoch nicht gezwungen, das Vorhandensein von Leben auf der Venus zu verneinen. Von dem Marsbewohnern aber spricht er natürlich mit weit größerem Vertrauen; er stellt sich vor, welche eigenartigen Anblick die Erde mit dem Mond als Doppelstern vom Mars aus gewähren müsse, und fährt fort: „Für die Marsianer ist unsere Erde ein Morgen- und Abendstern. Sicher haben sie ihre Phasen berechnet. Manah ein Gelübde, manch ein Wunsch mag zu ihr emporgesandt worden sein, und mehr als ein gebrochenes Herz mag seine unverhüllten Tränen haben wandern lassen zu unserem Planeten als einem Bohnort des Glücks, wo alle, die in ihrer heimischen Welt gelitten haben, einen sichereren Hafen finden könnten. Aber unser Planet, weh! ist nicht so vollkommen, wie sie glauben.“ Später dehnt Flammarion die Frage noch weiter aus, namentlich dahin, ob es noch andere „höhere“ Wesen gibt als die Menschen mit anderen Lebensbedürfnissen. Er sagt darüber: „Zu behaupten, daß unsere Erde die einzige herrschende Welt sei, weil die anderen ihr nicht gleichen, heißt nicht wie ein Philosoph, sondern wie ein Fisch denken. Jeder vernünftige Fisch muß annehmen, daß ein Leben außerhalb des Wassers unmöglich sei, weil sein Blick und seine Philosophie nicht über sein tägliches Leben hinausreicht. Auf diese Art zu denken, gibt es keine andere Entgegnung, als auf ein etwas weiteres Verfassungsvermögen hinzuweisen und auf eine Ausdehnung des zu engen Horizonts der gewohnten Ideen“. Uebrigens hat er einen in seiner populären Art ähnlichen Landsmann als Vorläufer gehabt in dem großen, vor etwa 100 Jahren verstorbenen Lalande, der den astronomischen Grundbegriff der Parallaxe auf folgende gelungene Art erklärte. Wenn man im Theater hinter einer Dame mit einem zu großen Hut sitzt, der die Aussicht auf die Bühne verdeckt, so beugt man sich links und rechts, redt sich auf und duckt sich zusammen. All das ist eine Parallaxe, ein Wechsel der Gesichtslinie, insofern derer der Hut sich mit einem anderen Ort des Theaters deckt als mit dem, wo die Schauspieler sich befinden. Daraus erklärt es sich, daß in Afrika eine Sonnenfinsternis sein kann, die wir nicht sehen. —

og. Ein neuer botanischer Garten in Afrika. In den Tropenländern gibt es bisher nur einen einzigen botanischen Garten, der sich mit den großen Anlagen dieser Art in den Kulturländern Europas vergleichen läßt: der berühmte Garten von Quito in

**Jaba.** Dieser Garten ist die erste Station zur Beobachtung tropischer Gewächse, sie ist wissenschaftlich vorzüglich organisiert und sie ist groß genug, um einer Fülle von Pflanzenmaterial Platz zu geben. Gegenwärtig geht man in Frankreich damit um, nach dem Mutter des Vuitenzorgers einen botanischen Garten in Afrika in einer der französischen Kolonien, entweder in Guinea oder Kongo anzulegen. Es ist bereits ein Sachverständiger mit der Mission betraut worden, einen geeigneten Platz für die neue Schöpfung ausfindig zu machen. Nach Art des Tropengartens von Vuitenzorg würde die neue Anlage außer dem wissenschaftlichen auch noch einen praktischen Zweck verfolgen. Der botanische Garten auf Jaba zerfällt nämlich in drei verschiedene Teile, die auch räumlich an verschiedenen Stellen der Stadt und ihrer Umgebung liegen. Ein großes Gebiet von siebzig Hektar nimmt der Agrikulturgarten ein, in dem nur solche tropische Gewächse kultiviert werden, welche für die tropische Landwirtschaft Bedeutung haben oder zu bekommen versprechen. Ein Garten von dreißig Morgen liegt sodann auf einem benachbarten Vulkan, in einer Meereshöhe von 1500 Metern. Hier werden die Pflanzen kultiviert, die auf den Gebirgen der hinterindischen Inseln heimisch sind. Der eigentliche Garten befindet sich dagegen mitten in der Stadt Vuitenzorg; er ist 36 Hektar groß, hat also immer noch eine sehr schöne Ausdehnung, die diejenige des alten botanischen Gartens zu Berlin noch um mehr als das Vierfache übertrifft. Mit dem Garten sind eine Bibliothek, ein Museum, und vor allem große Laboratorien verbunden, in denen Gelehrten aller Nationen Unterkunft und wissenschaftliche Hilfsmittel gewährt werden. Nach diesem Vorbilde also soll, wie Gustave Negesperger in „La Nature“ ausführt, der französische Tropengarten in Afrika angelegt werden. Es muß bei der Ausfindigmachung des Platzes darauf Rücksicht genommen werden, daß der Garten möglichst in eine Gegend zu liegen kommt, wo die verschiedenen klimatischen Zonen Afrikas zusammenstoßen, damit möglichst verschiedenartige Pflanzen aufgenommen werden können. Sodann muß der Platz aber auch möglichst leicht zugänglich sein und möglichst nahe an einer Eisenbahnlinie liegen, damit die Gelehrten Europas leicht zu ihm gelangen können. Er muß sodann auch in einer vollkommen gesunden Gegend liegen. In Afrika gibt es bisher nur kleinere tropische Versuchsgärten, wie deren einer zum Beispiel der botanische Garten in Viktoria in Deutsch-Kamerun ist. Die Franzosen haben in ihren afrikanischen Kolonien mehrere solcher Gärten, von denen einer, der Garten von Richard-Toll am unteren Senegal schon im Jahre 1816 gegründet wurde. Die bedeutendsten dieser Gärten, auch den deutschen in Viktoria, wird der Bevollmächtigte der französischen Regierung besuchen, um die Einrichtungen derselben kennen zu lernen und sie bei der Anlage des großen Tropengartens zu berücksichtigen. Die kleineren Versuchsgärten werden darum an ihrer Bedeutung nichts verlieren, ihnen wird nur noch mehr wie sonst die Aufgabe zufallen, der Pflanzenwelt ihres speziellen klimatischen Gebietes zu wissenschaftlichen und praktischen Zwecken Unterkunft zu geben. —

**Musik.**

Wenn die Operette „Der Soubrettenjäger“, die wir am vergangenen Sonnabend im Theater des Westens zu hören bekamen, vor einem Menschenalter erschienen wäre, so hätte man von einem erträglichen Libretto und von einer mehr als „anständigen“ Musik sprechen können. Für unsere Zeit wird man sich wohl mit dem Urteil begnügen müssen, daß die Sache ein gut Stück über Null steht. Der Inhalt erinnert an den „Postillon von Lonjumeau“, sogar durch die Neugierlichkeit einer knallenden Peitsche. In einem oberbayerischen Gebirgsdorf kann es Steffi, des Oberförstlers Nichte, bei ihrer ländlichen Tätigkeit nicht mehr aushalten, und auch ihr Forstgehülfe Julius will ihr zu wenig hoch hinaus: die „Schliersee“ haben es ihr angetan. Eben kommt ein Theaterdirektor auf der Suche nach einer Soubrette (das ist nämlich eine, die singen können soll, während eine Sängerin eine ist, die fingen kann). Ein rascher Kontrakt übertölpelt die Landleute. Bald ist Steffi der verhäßelte Star eines Theaters ohne Männer, der „herborragenden“ Idee des Direktors. Auf einem Kostümfeste finden sich die verschiedensten Personen des Stückes zusammen und machen Operettenkonsulte. Die Mär von einer Erkrankung des alten Förstlers treibt Steffi in die Heimat zurück und dort wendet sich alles so, wie es sich für eine Sommerbühne und auch für manche Winterbühne gehört. Alte Tänze und neue Tänzeleien sind selbstverständlich.

Die Musik zu dieser ungelehrten Salontiroloerei macht sich um Fortschritte der Delsamation oder dergleichen keinerlei Nummer. Ihre Hauptfächer sind die mehr oder minder rührenden Alpenblumenweisen; dazu kommen der oder jener kleine Spatz und eine gewisse Geschicklichkeit im Aufbau der Finales. Franz Wagner, anscheinend kein Keuling, heißt der Komponist, F. Kaiser der Librettist; und das „Gastspiel der Original-Wiener Operette (Direktion: Heinrich Zeller)“ war die Darbieterin der Aufführung. Allerdings konnten wir wieder vertraute Namen begrüßen. Neben der einzigen vollwertigen Gesangskraft, Siegfried Adler, dem aber bessere Haltung und Spielform zu wünschen wäre, gaben sich Henry Wildner und Jenny Door wenigstens Mühe, aus ihren Stimmen etwas zu machen. Als bemerkenswerter Sprechkünstler fiel uns Franz Rauch auf, als das Gegenteil mancher andere. — Beifall wie immer. —

**Medizinisches.**

**hr. Pilzbergiftungen.** So häufig die Pilzbergiftungen vorkommen, so viele dunkle Punkte sind doch noch im Wesen dieser Erkrankungen aufzuklären. Bei der Begutachtung von Bergiftungen infolge Genusses von Pilzen reicht nämlich die botanische Bestimmung nicht aus, vielmehr muß auch das Krankheitsbild berücksichtigt werden, sonst kommen leicht Verwechslungen mit anderen Erkrankungen vor. Viel Verwirrung entsteht in der Pilzlehre auch dadurch, daß derselbe Pilz bei der einen Person giftig wirkt, bei der anderen ungiftig, so daß gar nicht einmal völlige Klarheit darüber herrscht, welche Pilze als giftige anzusehen sind und welche nicht. Wenn nach dem Pilzgenuß Krankheitserscheinungen auftreten, so braucht der Pilz deswegen an und für sich nicht giftig zu sein. Die Pilze sind nämlich sehr einseitig- und fettreiche Nahrungsmittel, sind daher schwer verdaulich und erzeugen im Uebermaß genossen leicht Verdauungsstörungen. Das ist natürlich keine eigentliche Pilzbergiftung, wird aber oft dafür gehalten. Wie alle Nahrungsmittel, namentlich, wenn sie so einseitig sind, zersetzen sich auch Pilze sehr leicht, wenn sie nicht mehr frisch sind, und erzeugen dann einen Giftstoff, ein pflanzliches Leichengift; endlich gibt es Pilze, die an und für sich giftig sind, jedoch ihren Giftstoff an heißes Wasser abgeben, so daß mit dem Abgießen des Abjuds das Gift entfernt wird. So wenig die Chemie der Pilze bekannt ist, so gut bekannt ist das Krankheitsbild, welches sie hervorrufen. Es äußert sich in Erkrankungen des Magendarmkanals und des Nervensystems, also in Uebelkeit, Erbrechen, Durchfällen, später treten Delirien und Krämpfe hinzu. Man tut gut, sofort starke Abführmittel zu geben. Dr. Haas in Berlin glaubt, daß die Pilzbergiftungen gehörig eingeschränkt werden könnten, wenn in den Schulen die Schüler besser in der Pilzkunde instruiert würden und wenn außerdem in den Markthallen die Pilzbestände von dazu ausgebildeten Polizeiorganen geprüft würden. —

**Humoristisches.**

— „Gadern Sie!“ Auf einem Bankett, das der Union League-Klub von Newyork neulich dem heimgekehrten Diplomaten Choate zu Ehren veranstaltete, erzählte Senator Chauncey Depew die folgende Geschichte: Herr Choate befand sich als Gast auf einem englischen Herrenitz. Eines Morgens war seine Tischnachbarin beim Frühstück eine junge Dame, die das Unglück hatte, daß das Ei, welches sie gerade auslöffeln wollte, ihren Händen entglitt. Mit verlegenem Lächeln wandte sie sich an den Tischgast mit den Worten: „O, Herr Choate, was soll ich tun, — ich habe ein Ei fallen lassen.“ Und mit dem ernstesten Gesicht von der Welt antwortete Choate: „Gadern Sie, mein Fräulein, gadern Sie!“ —

— Wie Erdbeben entstehen, hat kürzlich ein Regereprediger in Amerika herausgefunden. Nach dem „Lutheran Observer“ faßte er seine Erklärung vulkanischer Störungen in folgende Worte: „Die Erde, meine Lieben, dreht sich um Achsen, wie wir alle wissen. Da etwas nötig ist, um die Achsen zu schmieren, wurde, als die Erde gemacht wurde, Petroleum in ihr Inneres gebracht. Da kommt aber jetzt die Standard Oil Company und holt sich das Petroleum, indem sie Löcher in die Erde bohrt. Die Erde stößt jetzt auf ihren Achsen und will nicht mehr so gut herumgehen, denn die Achsenlöcher sind heiß, gerade so wie es manchmal bei den Rädern der Eisenbahnwagen ist — und wenn das der Fall ist, meine Freunde, dann passiert immer etwas.“ —

**Notizen.**

— Ein Archiv der literarischen Handschriften Deutschlands soll an der Akademie der Wissenschaften in Berlin gebildet werden. —

— Otto Julius Bierbaums Komödien: „Das Genakel der Maulfessel“ und „Die Schlangendame“ wurden vom Kleinen Theater zur Aufführung angenommen. —

— „Tiefeland“, ein Musikdrama von E. d'Albert, soll in der nächsten Spielzeit im Theater des Westens gespielt werden. —

— Eine Gesekestafel des Königs Sannurabi von Chaldäa, die 32 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung hergestellt sein soll, befindet sich seit kurzem in der archäologischen Sammlung im Louvre zu Paris. —

— Einen Mammutzahn, zwei Meter lang, fand man in einer Kiesgrube bei Konstanz. —

— Eine Bienenschlacht fand in Weston, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Derby, statt. Gegen Mittag kam offenbar aus einem anderen entlegenen Orte ein großer Schwarm Bienen angefliegen, der es versuchte, sich in einem oder dem anderen Bienenstode des Dorfes anzusiedeln. Dieser Angriff wurde von den Bienen von Weston als Kriegserklärung aufgefaßt und alsbald entwickelte sich zwischen den einheimischen und den fremden Bienen eine wahre Schlacht in den Gassen des Dorfes. Sie währte mehrere Stunden lang, da die fremden Bienen, deren Schwarm ein ungemein starker war, sich von erneuten Versuchen, einen Bienenstod zu erobern, nicht abhalten ließen. Schließlich aber sahen sie sich gezwungen, den Versuch aufzugeben, und stürzten sich nun auf Menschen und Tiere. Alle Dorfbewohner flüchteten sich arg zerstoßen in die Häuser. Einige Hühner und zwei Hunde blieben auf der Bahstätte von den Bienen tot gestochen liegen. Der Boden der Dorfgassen war mit tausenden toter Bienen bedekt. —